



LINDA LADD

**BLUT
PUPPEN**
THRILLER

Weltbild

Blutpuppen

Die Autorin

Linda Ladd ist die erfolgreiche Autorin nervenaufreibender Psychothriller. Seit 1984 hat sie 21 Romane veröffentlicht, die Gesamtauflage ihrer Titel umfasst mehr als drei Millionen Exemplare. Linda Ladd hat zwei erwachsene Kinder und lebt mit ihrem Mann in Missouri.

Mehr über die Autorin erfahren Sie unter www.linaladd.com.

Linda Ladd

Blutpuppen

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Wolfgang Seidel

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel *Mostly Murder* bei
Kensington Publishing Corp., New York

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2013 by Linda Ladd
Published by Arrangement with Kensington Publishing Corp., New York, NY, USA
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück
GmbH, 30827 Garbsen.
Übersetzung: Wolfgang Seidel
Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bay
Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß
Umschlagmotiv: © Johannes Frick, Neusäß unter Verwendung
von Motiven von Fronline (© ETSA Johner)
und Shutterstock (© ALEXSTAND, © Antonov Roman, © worawut2524)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-95973-262-8

2019 2018 2017 2016
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Prolog

Der Maskenmann

Er war ungefähr zwölf, als er zum ersten Mal merkte, wie viel Freude es ihm bereitete, anderen Menschen Angst einzujagen. Damals war seine kleine Schwester sein bevorzugtes Opfer, denn sie war erst sechs Jahre alt und noch ziemlich klein. Eines Nachts schlich er sich in ihr Zimmer; Mandy schlief ganz friedlich, eingemummt unter ihrer Bettdecke, umgeben von ihrem rosafarbenen Plüschhasen und ihren drei Lieblings-Barbies. Tagsüber war er durch das Gebüsch am Rande des Sumpfes gestreift, um eine von den harmlosen kleinen schwarzen Nattern einzufangen. Jetzt war es endlich so weit, sie zum Einsatz zu bringen.

Mit Mühe verbiss er sich ein Lachen, als er grinsend die weiße Plastiktüte öffnete und das kleine, sich unablässig windende Reptil auf Mandys rosafarbenes Kissen fallen ließ. Damit Mandy aufwachte, stieß er ein lautes, zischendes Geräusch aus und ging rasch zur Tür. Die Schlange war sogleich auf Mandys Körper geglitten; sie lag jetzt auf der Brust nahe am Hals. Er blieb im Flur stehen und wartete gespannt, beinahe zitternd, was als Nächstes passierte. Mandy erhob sich ein wenig und im Schein ihrer Schneewittchen-Nachtlampe, die immer brannte, wenn sie schlief, entdeckte sie noch schlaftrunken die kleine Schlange. Das Mädchen stieß einen Schrei aus, so laut und

schrill, wie er es nie für möglich gehalten hätte. Wahrscheinlich hat sie sich sogar das Höschen nass gemacht, ging es ihm durch den Sinn, als er flugs in sein Zimmer rannte. Jetzt musste er nur noch die beste Show seines Lebens abziehen.

Die wichtigste Lektion dieser erfolgreichen Nacht lautete für ihn, dass er selbst bei den scheußlichsten Taten davonkam, ohne entdeckt zu werden und ohne bestraft zu werden, sofern er alles sorgfältig plante. Er hatte es also rechtzeitig zurück in sein eigenes Zimmer und in sein eigenes Bett geschafft, bevor seine Eltern aufwachten und panisch den Flur entlang in Mandys Zimmer rannten, um nachzusehen, was ihrem kleinen Liebling zugestoßen war. Nun stand auch er wieder auf und stellte sich schlaftrunken; er gab sich ganz brüderlich besorgt und erkundigte sich scheinheilig nach dem Grund für den ganzen Aufruhr. Dabei bereitete ihm nichts mehr Freude als das absolute Entsetzen im Gesicht seiner Schwester.

Im Nachhinein fand er es schade, dass er sich als Teil seiner Komödie vorgenommen hatte, Desinteresse an Mandys »Pech« zu heucheln, um sich rasch wieder aus dem Staub machen und zurück in sein Bett gehen zu können. Dadurch bekam er kaum etwas von dem anschließenden Drama und dem geradezu hysterischen Aufruhr rund um Mandy mit, ihr untröstliches Flennen, das Angstgeschrei und vor allem nichts von den ebenso tollpatschigen wie an Raserei grenzenden Versuchen seines Dads, die harmlose kleine Schlange einzufangen. Es war keineswegs so, dass er sein Schwesterchen nicht leiden konnte – im Gegenteil. Sie war ganz niedlich und süß. Aber nichts gefiel ihm so

sehr wie der Ausdruck äußersten Entsetzens auf ihrem Gesicht. So war es nun mal. Egal, wen es traf – nichts fand er aufregender als in Panik verzerrte Mienen. Je größer das authentische Entsetzen, desto schöner für ihn.

Diesmal musste er enttäuscht hinnehmen, dass ihm die stundenlange Prozedur entgangen war, bis das zu Tode erschrockene Kind wieder beruhigt und in Schlaf gewiegt war. Doch er schwor sich, dass er eines Tages nicht mehr darauf verzichten würde. Der Tag würde kommen, da würde sich eine Gelegenheit ergeben, bei der er jemanden nur zu seinem Vergnügen dermaßen quälen und in Todesangst versetzen würde, dass er jede Träne, jeden Schrei, jeden Fluchtversuch ganz offen genießen konnte. Dafür würde er alles mit höchster Sorgfalt planen und mit großer Umsicht einfädeln; keine Sorge vor Entdeckung, Bestrafung oder Rache sollte ihm den Spaß verderben. Das würde gewiss der schönste Tag in seinem Leben. Ganz gewiss. Er konnte es kaum erwarten.

Und der Tag kam bei Weitem früher als gedacht – dank eines Wochenendbesuchs von Tante Pamela und Onkel Stanley, die ihren kleinen Donnie mitbrachten, der gerade mal anderthalb Jahre alt war. Das Beste daran war, dass der Kleine noch gar nicht richtig sprechen konnte – nicht mehr als Mama und Dada und ein paar Brabbelwörter. Mit seinen rotblonden Löckchen, seinen großen blauen Augen und dem rundlich-unschuldigen Putto-Gesichtchen war er das ideale Opfer. Seine Mummy und sein Daddy liebten ihn heiß und innig; unablässig herzten, küssten und verwöhnten sie ihn nach Strich und Faden, als wäre er das reizendste aller Kinder. Alles drehte sich nur

um den kleinen Donnie hier und den kleinen Donnie da und den niedlichen Kleinen und so weiter und so fort. Es war einfach ekelhaft.

Verdammt, seine eigenen Eltern hatten doch auch nie so ein Gewese um ihn gemacht, als ob er ein kleines Engelchen wäre. Und natürlich war er alles andere als ein Engel, sondern ganz im Gegenteil ein Teufelchen, und darauf war er durchaus stolz. Er fand sogar, er glich eher jenen mörderischen Dämonen, wie er sie aus Horrorfilmen kannte. Natürlich hatte er noch nie jemanden umgebracht oder in den Wahnsinn getrieben, bis jetzt jedenfalls noch nicht. Aber er wollte das für die Zukunft keineswegs ausschließen. Dem kleinen Donnie würde er nichts wirklich Schreckliches antun; jedenfalls im Moment noch nicht. Der war schließlich noch zu klein und süß und unschuldig, um getötet zu werden. Und außerdem handelte es sich um seinen Cousin.

Als er hörte, dass seine Eltern mit ihrem lieben Verwandtenbesuch am Abend zum Essen und vielleicht noch zum Tanzen in ihren Country Club ausgehen wollten, war er hochofrenetisch und bot sogleich an, auf die beiden Kleinen den ganzen Abend lang aufzupassen. Vater, Mutter, Onkel und Tante fanden das reizend und lieb von ihm; für ihn hingegen eröffnete sich die große Gelegenheit, zwei kleine Opfer zur Verfügung zu haben. Insgeheim lachte er sich fast krank, wie blöd Erwachsene sein konnten. Für ihn war es ganz offensichtlich, warum seine kleine Schwester darum bettelte, mit den Erwachsenen mitgehen zu dürfen. Das kam an diesem Abend selbstverständlich nicht infrage. Aber sie würde ihn auch nicht verraten. Schließlich

hatte er ihr schon vor langer Zeit eine Höllenangst davor eingejagt, was passieren würde, wenn sie ihn verpetzte. Kaum hatten seine Eltern die Tür hinter sich zugemacht, rannte sie nach oben in ihr Zimmer und kroch unter ihr Bett. Erfahrungsgemäß konnte er sie von dort nur mithilfe des Besenstiels hervorzwingen, aber heute war es ihm egal. Er verfügte ja über ein Opfer, das er noch leichter zum Schreien bringen konnte.

Das kleine Donnie-Engelchen blieb natürlich völlig arglos mit ihm allein zu Hause. Er rannte sogar zu ihm und streckte seine pummeligen Ärmchen aus, als ob er hochgenommen werden wollte. Tatsächlich packte er das Bürschchen bei den Armen und schwang es herum, was der Kleine mit Freudenjuchzern quittierte. Doch nach einigen spielerischen Augenblicken stieg in ihm ein unwiderstehliches Verlangen auf; etwas, dem er einfach nicht widerstehen konnte, worüber er keine Kontrolle mehr hatte. Zuerst lachte er noch mit, als er den Jungen hoch in die Luft schwang, aber plötzlich fing er selbst an, schrill zu kreischen, zu heulen und zu jaulen wie ein wild gewordener Dämon. Einige Augenblicke lang wirkte der Kleine ganz verblüfft, aber dann zog er nach und begann seinerseits ganz jämmerlich zu weinen. Schließlich zog der böse Mann seinen kleinen Cousin wieder in seine Arme und wiegte ihn hin und her, bis er aufhörte und sich allmählich wieder beruhigte.

Als Donnie endlich still war, setzte er das Kind auf den Boden und machte sich in der Küche etwas zum Essen. Als er zurückkam, vergnügte sich der Junge mit einem Spielzeug, bei dem man bunte, kleine Bälle in Löcher steckte, worauf-

hin eine kurze Melodie erklang. Er schlich sich von hinten an den Kleinen heran und als er ganz nahe dran war, stieß er so laut er konnte ein »Buuh!« hervor. Donnie erstarrte sekundenlang vor Schreck und fing dann so laut an zu kreischen, dass er sich mit den Händen die Ohren zuhalten musste.

»Na ja, ist ja schon gut, mein Kleiner. Schsch. Ich wollte dich ja gar nicht so erschrecken«, säuselte er, nahm den Jungen hoch und ließ sich mit ihm auf dem Schoß im Schaukelstuhl neben dem Kamin nieder. Donnie beruhigte sich rasch wieder; vermutlich fühlte er sich in der Umarmung sicher geborgen. Also schaukelte er sanft mit dem Knirps, der eigentlich wirklich umwerfend niedlich war. Er hatte schon vor längerer Zeit bemerkt, dass es in den Augen der Menschen, die er erschreckte, eine Art magischen Moment gab, auf den er voll abfuhr. Es war genau jenes sekundenlange Erstarren, bevor ihr Gehirn Alarm schlug und panische Befehle aussandte: »Um Himmels willen, Mann, beweg dich! Hau ab, so schnell du kannst!«

Und er liebte es über alles, »in böser Absicht«, wie Anwälte in den Fernsehserien es immer formulierten, solche panischen Momente zu provozieren. Derartige Fernsehserien mit Gerichtsdramen mochte er sehr gern, denn er war ebenfalls sehr intelligent, genauso wie diese Anwälte. In fast allen Fächern in der Schule glänzte er mit Bestnoten. Vielleicht würde er eines Tages selbst Anwalt werden. Diese oft gebrauchte Formulierung hatte für ihn einen besonderen Geschmack. Er sprach sie gerne vor sich hin, sie ging so glatt von der Zunge und hörte sich irgendwie gut an. Er hatte einmal die genaue Definition im Lexikon nachgeschlagen, um sicherzugehen; und da stand es auch

schwarz auf weiß: »Böse Absicht: Ein zielgerichteter Wille, der sich nicht nur auf die Tatausführung, sondern ganz bewusst auf die Herbeiführung des Schadenserfolgs richtet aus niederen Beweggründen.« Das traf hundertprozentig auf ihn zu – Herbeiführung des Schadenserfolgs aus niederen Beweggründen. Vielleicht sollte er sich selbst einen passenden Beinamen geben, der seine Bösartigkeit auf schöne, knappe Weise zum Ausdruck brachte. In einem historischen Buch hatte er mal ein etwas altmodisches Wort aufgeschnappt, das ihm gefiel: Malefiz – die schlechte, die böse Tat. Mit Malefizien bezeichnete man früher alle möglichen Freveltaten und Verbrechen, manchmal auch in Verbindung mit Zauberei. Ja, diesen Spitznamen wollte er sich selbst zulegen.

Malefiz musste grinsen, als er erneut an jenen magischen Moment dachte, seine Lieblings-Schrecksekunde, wenn seine Opfer erkannten oder befürchteten, dass ihnen etwas Schreckliches bevorstand, und unmittelbar bevor sie mit Schreien, unkontrollierter Abwehr, Flucht oder regelrechten Tränenergüssen reagierten. In diesem Augenblick spürte er tief in seinem Innern ein ungeheures Gefühl der Freude, eine Art Erleichterung, Tiefe Befriedigung. Genau das war es. Wie eine umfassende Belohnung. Manchmal fragte er sich, ob das normal war oder ob er deshalb wirklich ein von Grund auf schlechter Mensch war oder vielleicht ein Fall für den Psychiater. Aber was sollte er sich über solche Dinge groß Gedanken machen, solange es sich für ihn so überaus gut und befriedigend anfühlte? Also beschloss er, es so oft wie möglich zu tun, solange er sicher sein konnte, nicht erwischt zu werden.

Warum sollte er es nicht ganz systematisch zu seinem Steckenpferd ausbauen, ein netter Zeitvertreib. Er konnte damit anfangen, eklige Gegenstände zu sammeln und ausprobieren, was den Leuten am wirkungsvollsten unter die Haut ging. Er konnte sich darauf konzentrieren, wie Mörder in Filmen agierten, und blutrünstige Bücher lesen, um seine einschlägigen Talente weiter auszubauen und zu perfektionieren. Lächelnd wiegte er den kleinen Donnie in den Schlaf und legte ihn dann in seine Kindertrage. Nun wollte er nachsehen, was Mandy machte. Schließlich war sie nach wie vor sein Lieblingsopfer und vor allen Dingen hatte sie viel zu viel Angst vor ihm, um ihn zu verraten.

Es war ein wunderschöner, sonniger Tag Anfang Dezember. Zur Abwechslung hatte sich in der letzten Zeit mal nichts Schlimmes ereignet. Alles ging seinen gewohnten Gang. Detective Claire Morgan von der Mordkommission war es gerade recht. Sie saß an ihrem neuen Schreibtisch im Sheriff's Office, dem Polizeipräsidium von Thibodaux im Bundesstaat Louisiana, ganz im Süden der USA, und beobachtete, wie ihr neuer Kollege Zander Jackson einen Tüllengel auf der Spitze des zwei Meter hohen Büro-Weihnachtsbaumes zu befestigen suchte, ohne von der schmalen Trittleiter zu fallen. Sie war erst vor ein paar Wochen dieser Kommission im tiefen Süden unweit von New Orleans zugeteilt worden. Kurz zuvor war ihre große Liebe, der Superpsychiater Nicholas Black, in seinem privaten Learjet nach London abgeflogen, wo er sich in seiner Psychiatrischen Klinik persönlich um einen besonders eklatanten Verrückten kümmern musste, wie er es selbst formuliert hatte. Black war in der Tat ein weltweit anerkannter Psycho-Doktor und außerdem der bestaussehende Mann, den sie je kennengelernt hatte.

Claire zählte nämlich bis vor Kurzem selbst zu den Patienten, die von Black behandelt wurden, aber inzwischen ging es ihr wesentlich besser als noch vor einigen Monaten. Sie hatte die durchaus irritierende Tendenz, in Schwierigkeiten verwickelt zu werden, was immer sie auch anpackte. Black hatte wie ein Schutzschild für sie gewirkt, gerade in letzter

Zeit. Wahrscheinlich hätte sie ein berufsbedingtes achtzehntägiges Koma ansonsten kaum überlebt; das war alles noch gar nicht so lange her. Dabei war er keineswegs begeistert von der Vorstellung, dass sie jetzt schon wieder die Arbeit aufnahm, egal ob hier im trägen tiefen Süden oder am Orzak-See in Missouri, wo sie zuletzt an dem Fall arbeitete, bei dem sie fast drei lange Wochen in den erwähnten koma-tösen Zustand gefallen war. Aber es war nicht seine Art, ihr Vorschriften zu machen, was sie zu tun und zu lassen hatte – und umgekehrt. Das war wahrscheinlich der Hauptgrund, warum sie so blendend miteinander auskamen.

Claire kannte Zander noch nicht so gut – er wurde von allen nur Zee genannt und schien ein ganz netter Kerl zu sein. Fast so wie Claires Partner in Missouri, Bud Davies. Sie vermisste Bud und alle anderen Kollegen sehr, aber es war auch gut und richtig, dass man sie aus der Schusslinie genommen hatte, angesichts der äußerst brenzlichen Fälle, an deren Untersuchung sie beteiligt war. Außerdem waren Weihnachtstemperaturen von um die zwanzig Grad zur Abwechslung auch mal nicht zu verachten; hier ließ es sich aushalten, bis die Sommerhitze einsetzte. Außerdem kamen die Freunde aus Missouri öfter zu Besuch, also gab es immer etwas, worauf man sich freuen konnte. Da sie nun wieder ganz normal am Arbeitsleben teilnehmen konnte, und zwar genau dort, wo sie hingehörte, bei der Mordkommission, hatte sich auch die quälende Langeweile des erzwungenen Nichtstuns in Luft aufgelöst. Ab und zu wurde sie noch von Albträumen heimgesucht, die mit den scheußlichen Verbrechen zu tun hatten, aber inzwischen konnte sie damit umgehen.

»He, Claire, für wen bist du eigentlich? Die Saints oder die Rams?«

Claire musste lachen. Zee hatte außer seinem Job fast nur Football im Kopf. »Die New Orleans Saints, wenn ich hier bin, und die Rams, wenn ich in Missouri bin.«

»Das würde ich dir auch raten, Saints-Fan zu sein, solange du hier bist.«

»Der Meinung ist Black auch.«

Darüber mussten sie zusammen lachen. Claire stand von ihrem Platz auf und half ihm, goldene Lamettaketten über die zarten Zweige zu ziehen; diese Ketten sahen allerdings sehr gebraucht aus, als ob sie sich schon seit Jahrzehnten hier im Lagerraum befänden. Bei dem Baum handelte es sich um eine ausladende Zeder, sicherlich irgendwo in der Umgebung frisch geschlagen; ihre Spitze ragte fast bis an die Zimmerdecke. Claire gefiel das: ein echter Baum, der noch frisch und harzig duftete. Black hatte auch stets darauf bestanden, einen echten Baum im Haus zu haben; und sie waren immer so riesig, dass sie in ein Kirchenschiff gepasst hätten. Nach Möglichkeit war er auch immer losgezogen, um den Baum selbst zu schlagen. Mit der Axt über seiner breiten Schulter wirkte er immer wie ein großer, gut aussehender Holzfäller aus der amerikanischen Folklore. Weihnachten war für ihn immer das Größte – was konnte man daran aussetzen?

Claire hoffte, dass er seinen besonders eklatanten Ver-rückten bis Weihnachten so weit im Griff hatte, dass er spätestens Heiligabend wieder zurück sein konnte. Es blieb ihm also nicht mehr so viel Zeit, seine therapeutischen Künste zur Entfaltung zu bringen und mit einem

schönen Geschenk für sie nach Hause zu flitzen. Normalerweise hatte er einen ausgesprochen guten Sinn, ein passendes Geschenk auszusuchen. Womit man ihm eine Freude machen konnte, das stand auf einem ganz anderen Blatt. Da würde sie sich noch etwas einfallen lassen müssen. New Orleans war seine Heimatstadt, die er über alles liebte und wo er alles toll fand. Dementsprechend konnte man davon ausgehen, dass ihm alles, was in irgendeinem Zusammenhang mit der Stadt stand, große Freude bereiten würde. Er hatte hier sogar ein *Hôtel* erworben sowie eine restaurierte Villa für sie beide. Diese Immobilien waren sein größter Schatz.

Als sie das Haus in einem Bezirk der historischen Altstadt, im sogenannten French Quarter, für das er sich so begeisterte, zum ersten Mal zu Gesicht bekam, fand sie es von außen nicht besonders eindrucksvoll. Im Gegenteil, es wirkte wie ein ziemlich heruntergekommenes Gebäude in einem Gewerbeviertel. Doch nachdem er die schlichte schwarz lackierte Eingangstür aufgeschlossen hatte, spazierte sie in eine Art Traumreich aus *Schöner Wohnen*; alles wirkte so ansprechend, modern und komfortabel. Nicht nur das – es war geradezu glamourös.

So gab es beispielsweise eine mit Marmorstufen belegte Wendeltreppe nach oben und einen Aufzug. Ganz zu schweigen von den acht sehr geräumigen Schlafzimmern mit jeweils eigenem, in Marmor gefasstem Kamin, dem großzügigen Wohn- und Essbereich, der luxuriösen Küchenausstattung, einem Atrium mit Brunnen und schmalem Schwimmbekken samt Wasserfall sowie einem hübsch angelegten Garten mit Rosensträuchern, der von einem

Mimosenbaum überwölbt wurde. An einem von dessen Ästen ließ sich sicher ihr Punching-Bag für ihr Boxtraining aufhängen. Black hatte ihr erzählt, dass er dieses Haus bereits vor Jahren ins Visier genommen hatte und sofort zuschlug, als es zum Verkauf stand. Zugegeben, er hatte dafür eine Stange Geld hinlegen müssen. Aber wenn er von etwas genug hatte, dann war es Geld, und er verdiente ständig neues hinzu. Ihr Freund zählte nicht zu den Armen – so viel stand fest.

Claire hängte noch ein paar silbrig glitzernde Eiszapfen an den Büoweihnachtsbaum. Zee trat zurück, stemmte die Hände in die Hüften und betrachtete ihr gemeinsames Kunstwerk. »He, das gefällt mir jetzt. Diese Fleur-de-lis-Verzierungen, diese Lilien, die du angebracht hast, passen echt gut. Weißt du was? Ich rufe Nancy an und bestelle Pizza für uns. Das wird heute noch langsamer gehen als eine Prozession bei einer Beerdigung, das kannst du mir glauben. Sonntags ist es hier meistens ziemlich ruhig. Aber umso besser, dann können wir uns das Spiel mit den Saints ohne Unterbrechungen reinziehen.«

Claire fand diesen Vergleich nicht besonders passend. Dazu hatte sie schon viel zu viele Beerdigungen miterleben müssen. Sie sah zu, wie er den Flachbildfernseher im Aktenzimmer einschaltete und dann die Nummer von Nancy in sein über alles geliebtes weißes Smartphone eintippte. Nancy Gill war die für ihren Distrikt zuständige Gerichtspathologin; eigentlich war sie der Hauptgrund, warum Claire jetzt an einem Schreibtisch bei einer Mordkommission im Bundesstaat Louisiana saß. Nancy war im vergangenen Sommer im Rahmen eines Austauschprogramms

der Justizbehörden bei ihnen in Missouri gewesen und hatte Claire dazu überredet, im Zuge dieses Austauschs für einige Monate im Winter hierher in den Süden zu kommen.

Zee lümmelte sich mit dem Telefon am Ohr lässig in den Schreibtischsessel ihr gegenüber. Er war ein wirklich gut aussehender Typ mit einem geschmeidigen, athletischen Körper und schokoladenfarbener Haut samt karamellbraunen Augen. Mittlerweile wusste sie über seinen Werdegang so weit Bescheid, dass er den größten Teil seiner bisherigen Laufbahn hier im Police Department von New Orleans verbracht hatte, hauptsächlich im Rauschgiftdezernat. Das bedeutete etliche Jahre Jagd auf bärtige Drogendealer und das Ausheben von illegalen Drogenlaboren, die irgendwo in abgelegenen Sumpfgenden versteckt waren. Schließlich hatte er eine Fortbildung absolviert und war nun bei der Mordkommission gelandet.

Weil sie bereits über eine längere einschlägige Berufserfahrung verfügte, hatte sie in einigen Fällen, an denen sie gemeinsam arbeiteten, die Leitung der Ermittlungen übernommen. Bei einem dieser Fälle war ein gestohlenes Bateau mit im Spiel, ein spezieller Bootstyp für die flachen Gewässer hier unten im Mississippi-Delta, und im Fall eines vermissten Kindes stellte sich heraus, dass es in seinem ziemlich wackeligen Baumhaus im Hinterhof eingeschlafen war. Zee hatte bei den Ermittlungen stets eine gute Spürnase an den Tag gelegt. Offensichtlich musste man hier im Süden nicht so sehr auf grauenerregende Mordserien oder psychotische Gewaltausbrüche gefasst sein, womit sie zur Abwechslung mal ganz gut leben

konnte. Vielleicht zogen es die Übeltäter vor Ort vor, nach New Orleans zu fahren, um dort ihre Verbrechen zu begehen. Wie Zee bereits angedeutet hatte, versprach es ein ruhiger Tag im Büro zu werden. Die Leute waren hauptsächlich damit beschäftigt, sich die Fernsehübertragung vom Spiel der Saints aus Dallas im Fernsehen anzuschauen.

»Nancy braucht noch eine Viertelstunde – höchstens. Ich hoffe, du isst auch Pizza Salamischinkenextra, also mit besonders viel Fleisch.«

»Davon kannst du ausgehen. Hört sich prima an.«

Als Claires Smartphone anfing, ihr neuestes Klingelzeichen zu spielen, erschien auch schon der Name von Black in der Anruferanzeige. Als Referenz an den Süden hatte sie den Countrysong »Blue Bayou« als Klingelton ausgesucht. Ihr Lover meldete sich direkt aus Merry Old England.

Claire ging nach draußen in den leeren Korridor, schaltete das Gerät ein und meldete sich mit »He, cheerio alter Kumpel und so weiter.«

»Cheerio! O Mann, du fehlst mir sehr. Kannst du nicht das nächste Flugzeug nach London nehmen? Du würdest einen alten Mann sehr glücklich machen.«

»Ja, das ist ein guter Witz, aber es freut mich zu hören, dass es dir schlecht geht ohne mich. Und vice versa. Wie läuft's denn so da drüben? Laufen ein paar von euren Verrückten Amok?«

»Ich kann überhaupt nicht schlafen, wenn du nicht neben mir im Bett liegst.«

»Auch das freut mich zu hören. Aber mal ganz im Ernst. Was macht dein Patient? Hast du ihn in eine Zwangsjacke gesteckt und damit ist der Fall erledigt?«

»Es geht ihm schon recht ordentlich. Ich hab ihn erst mal auf andere Medikamente umgestellt. Und wie sieht's bei dir aus? Wie fühlst du dich?«

Black machte sich schon wieder Sorgen um sie. Ihr Koma hatte ihn sehr mitgenommen, und er kümmerte sich noch immer mehr als nötig. »Mir geht's prima, wirklich. Bin völlig in Ordnung. Im Übrigen gefällt es mir hier in Lafourche sehr gut. Zee ist ein ganz cooler Typ. Nancy kümmert sich echt. Um ehrlich zu sein, ist es hier fast zu ruhig.«

»Und du hast keine Kopfschmerzen? Irgendwelche Sehtrübungen?«

»Du kannst ganz beruhigt sein, Black. Mit mir ist wirklich alles in bester Ordnung.« Nun ja, er war eben ein sehr guter Arzt. Er stellte immer sicher, dass er nichts übersah. Außerdem war sein Umgang mit Kranken wirklich außerordentlich wohltuend. Jedenfalls, was sie anbelangte.

»Du hattest keine Visionen von Autounfällen? Niemand hat auf dich schießen wollen? Dich zusammengeschlagen? Von hinten auf dich eingestochen?«

Sein Sarkasmus war auch nicht von schlechten Eltern. Auch wenn ihr die meisten Dinge, die er erwähnte, in der Tat schon einmal widerfahren waren – mit Ausnahme einer Messerattacke hinterrücks. Zum Glück hatte noch nie jemand auf sie eingestochen, abgesehen von dem einen Mal, als einer mit einem Fleischerbeil auf sie losgegangen war. Black meinte das natürlich alles ironisch, fast jedenfalls. »Na ja, irgendein Verrückter hat mich vor zwei Tagen beim Fahren böse geschnitten. Ich musste voll auf die Bremse. Zählt das?«

»Ich wage nicht, mir vorzustellen, wie du ihn dir vorgeknöpft hast.«

»Es war eine Sie. Ich habe es bei einer Verwarnung belassen.«

Einen Moment lang schwiegen beide. »Also, wie findest du deinen neuen Job wirklich? Gefällt es dir dort? Erzähl mir jetzt bitte nicht, dass du Jagd auf einen Serienkiller machst.«

»Ich mache keine Jagd auf Serienkiller. Bis jetzt haben wir Glück gehabt.«

»Damit hast du mich für heute glücklich gemacht.«

»Um die Wahrheit zu sagen: Das einzig Spannende hier wird das Spiel der Saints heute Abend sein. Ich habe den Rekorder programmiert, damit er es für dich aufzeichnet. Zee ist ein noch glühenderer Saints-Fan als du, falls so etwas überhaupt möglich ist. Kannst du dir jetzt eine Vorstellung davon machen, wie aufregend mein Leben ist, seit du weg bist?«

»Ich möchte gar nicht, dass dein Leben aufregend ist, wenn ich nicht da bin.« Wieder entstand eine kurze Pause. »Kannst du problemlos schlafen? Hast du noch Alpträume?«

Man sollte es nicht glauben. Er machte sich einfach viel zu viele Sorgen. Sie hielt es für besser, die Sache herunterzuspielen, damit seine Seele Ruhe hatte. »Überhaupt nicht. Ich bin wirklich so gut wie kuriert, bestimmt schon zu neunundneunzig Prozent, und es geht auf die hundert zu.«

»Du fehlst mir«, sagte er noch einmal.

»Dann komm bald nach Hause zurück. Ich bin auch nicht besonders drauf erpicht, in deinem großen runden

Bett in deinem großen Palast allein zu schlafen. Im French Quarter zu wohnen ist schon toll, aber wenn du nicht da bist, ist es trotzdem einsam. Wofür brauchst du denn noch so lange? Verbringst du die Abende mit William und Kate im Buckingham-Palast?»

»Das könnt dir so gefallen. Meinem Patienten geht es inzwischen sehr viel besser, aber er ist noch nicht ganz über den Berg. Voraussichtlich komme ich am Dienstag zurück. Nimm dir den Tag doch frei und am besten den Tag danach auch. Ich hab mir ein paar schöne Sachen ausgedacht im Zusammenhang mit dem großen runden Bett in dem großen Palast.«

Claire musste lächeln. Das klang ja sehr vielversprechend. »Na, mal sehen, was sich machen lässt, Black. Ich muss hier jetzt weitermachen. Nancy ist gerade mit der Pizza und den Getränken aufgetaucht und das Spiel fängt gleich an.«

»Pass auf dich auf, Claire. Ich meine es ernst. Juan und Maria sind doch auch da, nehme ich an?«

Juan Christo war der frisch engagierte Hausmeister-Gärtner-Hausbewacher, der seine Maschinenpistole immer in Reichweite hatte; seine Frau Maria kümmerte sich um den Haushalt und ums Essen und sie konnte wahrscheinlich mindestens mit einem Revolver umgehen – so wie Clair Black kannte. Die beiden stammten aus Mittelamerika und hielten das Anwesen tiptopp in Ordnung. Wenn Black verreist war, leisteten sie ihr Gesellschaft, und Claire mochte das Paar im mittleren Alter sehr gern. »Den beiden geht es gut, und sie kümmern sich mindestens genauso innig und intensiv um mich wie du.«

»Dann bin ich ja beruhigt. Denk immer dran: runterducken und in Bewegung bleiben. Wenn's brenzlig wird, bleib immer nahe an Zee dran.«

Der Spruch war einer der Standards zwischen ihnen; damit wollte er sagen, dass sie auf sich aufpassen sollte. »Hör auf, dir ständig Sorgen zu machen. Es ist alles in Ordnung. Hier ins Polizeipräsidium kommen freiwillig keine Verbrecher.«

Sie legte auf und gesellte sich wieder zu den beiden anderen. Nancy platzierte gerade die Pizza auf Claires Schreibtisch. »Duftet richtig lecker, findest du nicht? Ich habe auch noch was zum Knabbern mitgebracht.«

Ja, die Pizza roch wirklich wie frisch aus dem Ofen. Claire hob den Deckel der Schachtel und nahm sich ein großes, fettes Stück heraus, während Nancy die eiskalten Pepsi-Dosen aus dem Sixpack befreite. Eine reichte sie gleich an Claire weiter. »Schau dir das an! Sie machen gerade ein Interview mit Jack Holliday. Der Typ ist doch einfach `ne Wucht.«

»Kannst du wohl sagen«, meinte Zee. »Der beste College-Quarterback, den die Welt je gesehen hat, meiner unmaßgeblichen Meinung nach.«

»Vor allem der bestaussehende, meiner unmaßgeblichen Meinung nach«, fügte Nancy hinzu.

Claire biss ein Stück von ihrer Pizza ab. »Heißt das, er spielt gar nicht für die Saints?«

»Eine Saison lang. Dann hat er sich das Knie ausgerenkt. Er lebt hier in New Orleans; war der größte Star, den Tulane je hatte, deswegen sind immer noch alle verrückt nach ihm. Jetzt ist er Spielermanager für die meisten

von seiner ehemaligen Mannschaft und verdient Geld wie Heu.«

Nancy rollte mit dem Schreibtischstuhl neben Claire. Vom Aussehen her erinnerte sie an eine kriegerische Amazone aus der Antike; sie war sehr groß und eine ausgesprochene Schönheit mit rotbrauner Mähne und rostfarbenen Augen. Im Job gehörte sie zu den Besten; sie war praktisch genauso gut wie Buckeye Boyd, der Gerichtsmediziner, mit dem Claire in Missouri zusammengearbeitet hatte. Ihre Ausbildung hatte sie bei der Polizei von New Orleans absolviert, wo viele der besten CSI-Leute des Landes rekrutiert wurden. Bei der Tatortanalyse ging sie mit äußerster Gewissenhaftigkeit vor. Inzwischen waren Claire und sie eng befreundet. Da Black von Berufs wegen ständig auf dem ganzen amerikanischen Kontinent unterwegs war, verbrachten die beiden Frauen viel Zeit zusammen.

Die Pizza schmeckte köstlich, und auf dem Bildschirm schwenkte die Kamera über die Zuschauerränge, wo Zehntausende von aus dem Häuschen geratenen Fans herumschrien, sie wollten Blut sehen. Die Saints waren bereits aufs Spielfeld gelaufen und tummelten sich, in den Mannschaftsfarben Gold und Schwarz gekleidet, schon überall herum. Jetzt liefen auch die Dallas Cowboys ein. Alles fieberte dem Moment des ersten harten Aufeinanderpralls der beiden Mannschaften entgegen, bei dem es, wie üblich, ordentlich krachen sollte.

Gerade als die Saints ihren ersten Pass spielten, klingelte Zees Mobiltelefon. Bei ihm war der Klingelton die einschmeichelnd sexy Stimme von Usher mit einem romantischen Song, der die Herzen vieler Frauen höherschlagen

ließ. Zee fluchte leise vor sich hin; er ließ den Bildschirm nicht aus den Augen, während er den Anruf entgegennahm. »Hallo? Was ist denn los? Beeil dich, Mann, das Spiel hat gerade angefangen.«

Claire und Nancy beobachteten ihn, wie er die Augen verdrehte. Dann legte er auf und grummelte: »Eine Streife hat eine Leiche gefunden. Übrigens in der Gegend, wo du ein paar Mal übernachtet hast, Claire.«

Claire runzelte die Stirn. Sie hatte in letzter Zeit, wenn Black verreist war, hin und wieder auf einem Hausboot übernachtet. Black wusste nichts davon, und er musste auch nichts davon wissen. Es befand sich in einem der sumpfigen Nebenarme des Mississippi im Delta, einem typischen Bayou, wo sie als Pflegekind bei der Familie LeFevre aufgewachsen war. Das Haus der LeFevres war bei dem Wirbelsturm Katrina 2005 schwer in Mitleidenschaft gezogen worden, aber ihr Hausboot hatten sie rechtzeitig landeinwärts geschleppt und auf diese Weise gerettet. Als Claire nun nach New Orleans zurückgekommen war, hatte sie den Kontakt mit den Brüdern der Familie, mit denen sie zusammen aufgewachsen war, wieder vertieft; sie hatten ihr angeboten, das Hausboot jederzeit zu benutzen, wenn sie wollte. Dieses Angebot wollte sie sich nicht entgehen lassen. Schließlich verband sie damit einige der wenigen angenehmen Erinnerungen an ihre ansonsten so düstere Kindheit.

Zee wirkte leicht verstört. »Da draußen wartet Riesenärger auf uns. Sie haben ein totes Mädchen gefunden, und angeblich sieht es ziemlich scheußlich aus. Nancy soll auch gleich mitkommen.«

»Okay, dann nichts wie los.« Claire spürte schon, wie die Aufregung anfang zu kribbeln, und sie merkte, dass sie schon die ganze Zeit auf so einen Einsatz gewartet hatte. Trotz der schweren Verletzungen und der Gefahren, denen sie in der letzten Zeit ausgesetzt gewesen war, war es ihre Berufung, Morde aufzuklären. Sie war schon bereit zu gehen.

»Wo genau soll das denn sein?«, wollte Nancy wissen, griff sich noch ein Stück Pizza und machte den Deckel der Schachtel zu.

Zee nahm die Schachtel mit; offenbar hatte er nicht die Absicht, das gute Essen einfach verkommen zu lassen. Er sah Claire an. »So wie es sich angehört hat, liegt der Fundort der Leiche auf dem Grundstück, wo du dich manchmal aufhältst. In den Ruinen von dem Haus, oberhalb von dem Hausboot. Hast du vergangene Nacht dort übernachtet?«

»Allerdings. Aber ich habe rein gar nichts gehört und ich schlafe bei weit geöffnetem Fenster. Niemand ist zum Haus raufgefahren, das hätte ich mitbekommen. Du weißt ja, wie weit Geräusche über Wasseroberflächen tragen.«

»Und als du heute Morgen weg bist, ist dir auch nichts Besonderes aufgefallen?«

Claire schüttelte den Kopf. »Nein. Alles war genau wie immer. Meinst du nicht, dass es sich doch um ein anderes Grundstück handeln könnte? Da in der Bayou-Gegend gibt es etliche verlassen und eingefallene Häuser. Vielleicht handelt es sich um eins von denen.«

»Er sagte eindeutig, dass es sich um das alte LeFevre-Grundstück handelt.« Zee schloss seine Schreibtischschub-

lade auf und nahm seine Beretta aus dem schwarzen Lederholster.

Claire legte ihre Waffen nie ab, jedenfalls nicht mehr seit jenem letzten Fall. Selbst nachts hatte sie eine Waffe immer griffbereit unter dem Kopfkissen. Unbewaffnet zu sein hatte sich für sie in der jüngsten Vergangenheit nicht als hilfreich erwiesen. Ihre vertraute Glock neun Millimeter trug sie immer im Schulterholster, und die süße kleine .38, die ihr bester Freund und Ex-LAPD-Partner Harve Lester ihr mal zu Weihnachten geschenkt hatte, war am rechten Knöchel befestigt. Sie griff nach ihrer leichten schwarzen Kapuzenjacke und streifte die Kette, an der der Lafourche-Deputy-Sheriffstern befestigt war, über den Kopf.

»Wir sollten noch Sheriff Friedewald verständigen. Er muss davon in Kenntnis gesetzt werden, dass wir es aller Wahrscheinlichkeit nach mit einem Mordfall zu tun haben.«

Nancy sagte: »Wir sollten in meinem Tahoe hinfahren. In dem Wagen habe ich meine ganze Ausrüstung. Sieht so aus, als könnte ich sie gebrauchen.«

Damit machten sie sich eilig auf den Weg. Schon wenige Augenblicke später waren sie in dem weißen Chevrolet Tahoe auf dem Weg zum Leichenfundort. Claire rauschte das Blut durch die Adern. Einen Mord hatte sie ausgerechnet an so einem sonnigen Sonntagnachmittag nicht erwartet. Aber sie war auf alles gefasst, ihr Instinkt sagte ihr, dass etwas Außerordentliches bevorstand. Und auf ihr Bauchgefühl konnte sie sich verlassen. Insbesondere, wenn es um Mord, um hässliche Morde und um ge-

fährliche Verrückte ging. Was ihr allerdings extrem zu denken gab, war der Tatort nahe bei dem Hausboot. Gab es da irgendeine Verbindung zu ihr selbst? Das konnte sie sich nicht vorstellen. Black würde nicht glücklich sein, wenn er was von dieser Sache mitbekam.